

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1998-1999)

Artikel: Fremde in der Stadt
Autor: Blum, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die alltägliche Auffassung vom Fremden? Von Georg Simmel stammt die kürzeste und prägnanteste Antwort: *Der Wandernde, der heute kommt und morgen geht*.¹ Mit diesem Satz sind willkommene Fremde gemeint, jene, die durch ihren Besuch ein Stück Welt in die Stadt bringen und uns das Vergnügen bereiten, die Grenzen unseres Alltags dadurch zu verfeinern, daß sie uns an vergessene Neugier und eingedämmerte Tagträume erinnern.

Simmel verdanken wir eine ebenso entscheidende Verschiebung des Begriffs: *der Wandernde, der heute kommt und morgen bleibt*. Dieser zweite Fremde gehöre (dennoch) nicht zu der Gesellschaft, in der er lebt. Sein Anderssein bringe es mit sich, daß er den Ort, an dem er sich niederläßt, in eine gewisse Unruhe versetzt. Sein doppeltes Verhältnis zum Raum – daß er bleibt und doch potentiell eher als die anderen zu erneutem Aufbruch neigt – sei sowohl „Bedingung“ als auch „Symbol“ seiner Beziehungen zu den Anderen.

Anknüpfend an *sein* Bild der europäischen Juden zeichnet Simmel die Figur des zweiten Fremden positiv: als Ausdruck eines charakteristischen Verhältnisses von Nähe und Ferne, das dem Fremden eine „besondere Attitüde des Objektiven“, Distanz trotz Nähe verleihe. Die Gleichzeitigkeit von Gleichgültigkeit – Ergebnis einer bestimmten „Verdünnung der Wirksamkeit des Gemeinsamen“ – und Engagement ermögliche Ansässigen eine Offenheit, die bis zum überraschendsten Geständnis dem Fremden gegenüber reichen könne. Mit ihm verbindet sich ein Blick hinaus aus der Enge einer überdeterminierten Intimität, die Menschen Nicht-Fremden gegenüber meist vorsichtig, ja verschlossen macht, selbst wenn ihm – auf den Fremden falle in prekären Situationen tendenziell der Verdacht – im äußersten Fall die Rolle des Unruhestifters zugesprochen wird.

Simmels Fremde sind nicht Feinde.

Wie auch immer das Ferne des Fremden, das in die Nähe rückt, gedacht ist, es signalisiert zuerst Freiheitliches, wenn nicht gar Erleichterndes. Nur an einer Stelle seines Textes, dort, wo er auf das Schisma in der Position des Fremden – ein Innerhalb, das zugleich ein Außerhalb und Gegenüber einschließe – zu sprechen kommt, stellt Simmel ihn den „Armen“ und den „mannigfachen ‚inneren‘ Feinde[n]“ einer gegebenen Gesellschaft zur Seite. Hier wird klar, daß der Fremde bei Simmel einer idealtypischen Konstruktion ähnelt und aus einer Zeit spricht, in der das Thema ‚Innere Feinde‘ nicht den gesellschaftlichen Alltag beunruhigte.

Was Simmel mit seinem Hinweis nur streifte, ist heute akut und durchzieht als Schlagzeilen nicht nur die tagespolitischen Medien. Es beschäftigt auch die große Politik, die Stadtplanungs- ebenso wie die Sozialämter. Die Gesellschaften der westlichen Welt rüsten sich gegen *zwei neue Arten von Fremden*, die von den von Simmel beschriebenen signifikant abweichen. Die gegen sie getroffenen Maßnahmen sprechen eine immer deutlichere Sprache: Man behandelt sie als *innere Feinde*.

Die einen sind immer noch Fremde im eigentlichen Wortsinne, Migranten: „Fünf Jahre nach Verschärfung des Asylrechts leben Hunderttausende Einwanderer illegal im Land. Sie gehen arbeiten, zum Arzt oder zur Schule. Ohne Papiere, ohne Krankenschein, ohne Rechte.“² Simmels zweiter Satz trifft – allerdings auch nur im strikten Wortsinne – auch auf sie zu: *Wandernde, die heute kommen und morgen bleiben*. Die positiven Konnotationen seines Begriffs allerdings verfehlen entschieden die Einschätzungen, denen sie sich gegenübersehen. Nomen est omen: „Illegale“ oder „sans-papiers“, wie die Franzosen sagen, „migrant workers without documents“³, wie die UNO sie umbenannt hat, um wenigstens verbal so etwas wie eine – euphemistisch anmutende – minimale Distanz zum kriminellen Status einzuhalten.

Für die zweite Art der *heutigen* Fremden reicht Simmels Auffassung nicht mehr aus. Um sie zu kennzeichnen, muß der Begriff ein weiteres Mal verschoben werden. Die Rede ist nicht mehr vom Fremden, der heute kommt und morgen geht, nicht von dem, der heute kommt und morgen bleibt, sondern vom *fremdgewordenen Einheimischen* oder vom *einheimischen Fremden*, der immer schon da war und auch weiterhin da bleibt, obwohl er nicht mehr dazu gehört und nicht mehr ins Stadtbild paßt.

Die Rede ist von den all denen, die auf dem Weg nach unten sind: ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Dach über dem Kopf. Städter, die anderen Städtern Fremde werden. Ihr beinahe u-topisch zu nennendes Verhältnis zum städtischen Raum versetzt sie in die tragische Lage, sich innerhalb eines Ortes, an den sie gekettet bleiben, an irgendeinen Un-Ort verziehen zu müssen. Aus dem noch gültigen *Bild der Stadt* verbannt und doch anwesend, schlägt ihnen Abneigung oder gar Haß und Demütigung entgegen. Gerade daß ihnen die Gesellschaft nicht mehr zugesteht, was ein ganz normales menschliches Leben ausmacht, ein privater Ort, an dem man zu Hause ist, Zugang zum öffentlichen

Die Zahl inhaftierter Personen – über 600 Häftlinge auf 100.000 Einwohner im Jahre 1997, das ist fünfmal soviel wie noch 1973 – liegt sechs bis zehn Mal höher als in den Ländern der EU. Selbst das Apartheidregime in Südafrika brachte weniger Menschen hinter Gitter als die Vereinigten Staaten heute.

Die Zahl derer, die in der Banne des Gefängnisses leben, ist schneller gewachsen als die Zahl der Menschen, die innerhalb der Gefängnismauern dahingehet. Innerhalb von sechzehn Jahren hat sich die Zahl beinahe vervierfacht und im Jahre 1995 fast die Viermillionengrenze erreicht: 3,1 Millionen Verurteilte, die auf Ehrenwort (parole), und 700.000 Verurteilte, die auf Bewährung (probation) in Freiheit sind.

Raum und zu den öffentlichen Einrichtungen der Stadt, läßt *diese* Städter nicht nur anderen Städtern zunehmend unheimlich erscheinen, sondern auch sich selbst.

Als ob eine Erscheinung aus fernen Zeiten uns heimsuchen würde. Wir glaubten, daß *die Geschichte der Armut*⁴ schon geschrieben sei, wenigstens für die ‚zivilisierte‘ Welt. Tatsächlich gibt es das Buch zu dieser Geschichte, mit eben diesem Titel. Es endet allerdings vor den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts. Geschrieben hat es der polnische Historiker und derzeitige Außenminister Bronislaw Gerek. Der altmodisch anmutende Untertitel lautet: *Elend und Barmherzigkeit in Europa*. Es scheint, schreibt Gerek, „als sei die Welt unverändert [...], bevölkert [...] von Anhängern einer Politik der Repression oder der Gleichgültigkeit gegenüber den Armen und von Meistern der Barmherzigkeit. Was sich jedoch ändert, sind die Proportionen.“⁵ Ob sich am Ende des Jahrhunderts nicht spiegelverkehrt wiederholt, was Sozial- und Wirtschaftshistoriker die „sozialen Kosten der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals“ nannten, „die Verschlechterung der zwischenmenschlichen Beziehungen“⁶? Moderat gesagt. Was Gerek mit dem schlichten Wort „bemerkenswert“ an der „an der Schwelle der Neuzeit entstehende[n] Sozialpolitik“ charakterisiert, daß nämlich „der Primat des Galgens und des Gefängnisses gegenüber der Barmherzigkeit nur wenige empörte“⁷, trifft auf erschreckende Weise auch auf die aktuellen Formen des Umgangs mit Arbeitslosen, Armen und Obdachlosen zu.

Wie eine unheilvolle Wiederholung der Geschichte muten aktuelle Berichte über die zunehmende Armut in den Ländern der westlichen Welt an, über den rasanten Anstieg der Ausgaben für ‚innere Sicherheit‘, deren Löwenanteil sich in neuen Formen von *Überwachen und Strafen* niederschlägt – Michel Foucaults gleichnamiges Buch⁸ erinnert daran, daß die aktuelle ‚Sozialpolitik‘ dabei ist, die Fortsetzungsgeschichte seines Untersuchungsgegenstandes zu schreiben –, Berichte über überfüllte Gefängnisse und insbesondere über den Gefängnisboom in Amerika, der sich nicht nur zu einem blühenden, zunehmend privatisierten Wirtschaftszweig entwickelt, sondern auch die Arbeitslosenzahlen sinken läßt.⁹ Daß ausgerechnet diejenigen, die aufgrund des wirtschaftlichen Umbaus der Gesellschaft aus bestehenden Ordnungs- und Rechtszusammenhängen herauskatapultiert werden und sich irgendwo in den prekären Zonen des gesellschaftlichen Niemandslands wiederfinden, zum Anlaß

Im Justizapparat existieren heute über 50 Millionen Kriminalakten (vor zehn Jahren waren es noch 35 Millionen), in denen etwa 30 Millionen Einzelpersonen erfaßt sind. Das ist fast ein Drittel der erwachsenen männlichen Bevölkerung des Landes!

Zwischen 1979 und 1990 sind die Ausgaben der Bundesstaaten im Gefängniswesen für den Unterhalt (Betriebskosten) der Gefängnisse um 325 Prozent und für den Bau neuer Gefängnisse um 612 Prozent gestiegen, das heißt dreimal schneller als die Militärausgaben des Landes, obschon die Verteidigung während der Amtszeiten von Ronald Reagan und George Bush außergewöhnlich hoch im Kurs stand. *Le Monde diplomatique*, 8. Juli 1998

für boomende Sektoren avancieren, ist grausame Ironie des Schicksals.

Geremek erinnert daran, daß die Verwalter der Gesellschaft schon einmal, lange vor der Entwicklung des modernen Sozialstaats, auf das Mittel der *großen Einschließung* setzten, das die Gewinner der Gesellschaft vor ihren lästigen Verlierern retten sollte: „Ehe das Gefängnis in breitem Umfang zum Mittel der Bestrafung und Besserung von Verbrechen wurde, benutzte das moderne Europa es unter anderem als Instrument der ‚Sozialpolitik‘ gegenüber den Bettlern. [...] Das ‚große Einsperren‘ der Bettler im 16. und 17. Jahrhundert ist die Krönung der neuen Sozialpolitik.“¹⁰

Und heute? Trotz der sich schärfer abzeichnenden Polarisierung in Arm und Reich und „vor dem Hintergrund eines normativen Selbstverständnisses, wonach soziale Ungleichheit und politische Unterdrückung nicht naturgegeben, sondern gesellschaftlich produziert – und deshalb“, wie Habermas zeigt, „grundsätzlich veränderbar“¹¹ sind, beginnt sich diese Polarisierung auch *stadträumlich* zu verankern. Saubere, auf idealisierte Geschichtsbilder abgestimmte, feinstens renovierte Innenstädte erleben eine Renaissance, die amerikanischen „gated communities“ – befestigte und überwachte Stadtteile – avancieren zum Exportartikel.

Doch wohin mit denen, die aus den gefährlich kitschigen Stadtbildern, in denen privatpolizeilich überwachte Konsumenten ihr Leben genießen, verbannt werden? Die eine Konjunktur zieht die nächste nach sich: die der Foucaultschen Heterotypien, jene „gesellschaftlichen Gegenplatzierungen“, in denen diejenigen in Schach gehalten werden, die nicht länger ins Bild der Stadt passen. Städtebauliche Apartheid – die Einrichtung und Befestigung des *Zwei-Klassen-Raumes*. Loic Wacquant, Stadtsoziologe an der University of California in Berkeley, spricht aus, was Stadtpolitiker verschweigen: daß unsere heutige Gesellschaft Armut kriminalisiert, daß wir Zeitgenossen eines Kurswechsels „von einer Politik des Sozialen hin zu einer Politik der Strafverfolgung“¹² sind.

Ein zweiter Grund, an den *Philosophen des Tragischen* zu erinnern

Fremd geworden in der heimischen Ordnung, fremd geworden in der eigenen Stadt: die bittere Einsicht einer zunehmenden Zahl von Menschen, die nicht in der Hauptsache

Kann eine demokratische Gesellschaft eine Kaste von Vogelfreien stillschweigend hinnehmen? Darf sie akzeptieren, daß heimliche Einwanderer unter Bedingungen arbeiten und leben, die humane Mindeststandards weit unterschreiten? Darf sie zusehen, wie Menschen vorenthalten wird, was Hannah Arendt einst als das grundlegende Menschenrecht bezeichnete: das Recht, Rechte zu haben? *Die Zeit*, Nr. 27, 25. Juni 1998

deswegen ‚Opfer‘ der aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen genannt werden können, weil sie den Ort, an dem sie bisher gebraucht wurden, verloren haben, sondern weil ihnen die veralteten Ordnungszusammenhänge und deren institutionelle und räumliche Formen keinen Ausweg lassen.

Es ist gar nicht so einfach, unseren ‚blühenden‘ Städten anzumerken, daß diese Dialektik voll im Gange ist. Die Städte sind unverändert so eingerichtet, als ob die patriarchalisch organisierte Kleinfamilie für die meisten Menschen noch immer eine lebenslängliche Existenzsicherung garantierte, als ob Existenzsicherung noch immer ausschließlich über Arbeit und Lohn zu bewerkstelligen wäre. Städtische Wohnformen sind noch immer fast ausnahmslos an der Kleinfamilie, der sogenannten Keimzelle der Gesellschaft, und am ungebrochenen, gelungenen Laufbahnleben orientiert. Nur die Verdichtung sogenannter Sicherheitsvorkehrungen deutet auf Niedergehaltenes, auf Menschen, deren Anwesenheit Gefahr bedeutet. Das Festhalten am bestehenden ‚Angebot‘ heißt jedoch, all jene auszuschließen, die von den aktuellen Ereignissen aus dieser in Auflösung begriffenen, bislang fast ausschließlich Maßstab setzenden Norm-Existenz herausfallen. Habermas’ Rede, daß nur „ein demokratischer Prozeß, der für die angemessene Ausstattung mit, und eine faire Verteilung von Rechten sorgt“, der „anerkannten Maßstäben sozialer Gerechtigkeit“¹³ genüge, weiterhin Solidarität ermögliche, hat direkte Konsequenzen für die Städtebaupolitik.¹⁴ Gemeint sind all jene Formen der Politik, die bestehende Vorstellungen darüber, was städtisches Leben sein soll und was nicht, konservieren und zur Not, in Zusammenarbeit mit der Polizei, alles Abweichende, das sich nicht mehr in den bestehenden Formen einzurichten vermag, auszuschließen versuchen, all jene neueren inneren Barrieren, die das Sich-verändern-Wollende mit allen Mitteln ans Bestehende fesseln wollen und gerade dadurch allmählich die Voraussetzungen dafür aushöhlen, daß soziale und kulturelle Rechte nicht nur für diejenigen übrigbleiben, die Geld genug haben oder deren berufliche Laufbahn ohne Brüche bleibt.

Von Georg Simmel, der dafür *Philosoph des Tragischen*¹⁵ genannt worden ist, stammt die Einsicht, daß sich im geschichtlichen Fortgang die „Tragödie der Kultur“¹⁶ notwendig immer wieder ereigne. Die vitalen Prozesse des Lebens schafften sich eine Welt von Formen – Gesetze, Städte, Berufe, Wohnungen –, in denen sie sich einrichte-

ten. Die Politik muß sich den sozialen und humanitären Problemen der Menschen stellen, denn die Menschen sind da. *Cornelia Schmalz-Jacobson, Ausländerbeauftragte der Bundesregierung* Tut sie das nicht, verliert die Politik ihr Steuerungsprimat in diesen zukunftssträchtigen Fragen. *Harald W. Lederer, Europäisches Forum für Migrationsforschung, Bamberg, Die Zeit*, Nr. 27, 25. Juni 1998

ten. Einem maßgeschneiderten Kleide gleich, bringen diese Formen die jeweils zeitbedingten Lebensäußerungen nicht nur zum Ausdruck, sie ermöglichen, fördern und beherbergen sie auch. Dieses Sich-wechselseitige-Bedingen oder Zusammenpassen gilt allerdings immer nur für eine gewisse Zeitspanne. Die allmählich erstarrenden Formen bleiben jedoch über ihre Zeit hinaus, zu lange also, bestehen. Mehr noch: Sie entfalten ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten und beginnen, den sich weiter verändernden Lebensäußerungen Widerstand entgegenzusetzen. Allmählich spitzt sich die Unvereinbarkeit zu. Veränderungen werden zunehmend behindert, das Leben vergewaltigt.

Diese wiederkehrenden, unzeitgemäßen und schikanösen Formen sind, Simmel zufolge, keine fremden äußeren Mächte, die dem Leben unerbittlich aufgezwungen würden, auch wenn es aus der jeweiligen Zeitperspektive so empfunden werden mag, sondern Erzeugnisse früherer Lebenszusammenhänge. So ist die Kultur nicht „ihrem Wesen nach“ Tragödie, „sie tritt nur geschichtlich immer wieder in eine tragische Phase“¹⁷. Aus diesem Wechselspiel gebe es kein Entrinnen, aus der tragischen Phase jedoch sehr wohl. Denn es ist der Konflikt selbst, der in seiner äußersten Zuspitzung die erstarrten Formen zerbrechen läßt, so daß das vitale Geschehen sich in angemesseneren Formen auf Neue einrichten kann: „Dialektik ohne Versöhnung.“¹⁸

Auch heute wieder ist das *wirkliche* Leben weit fortgeschrittener im Zerfall seiner Formen, als Aufsichtsbehörden, Architekten und Planer dies wahrhaben wollen, und auch als die Städte, so wie sie heute ausgestattet sind, es eigentlich gewähren. Innerhalb ihrer festgebauten Grenzen und Strukturen ist es zu eng geworden. Es ergeht ihnen nicht anders als den mittelalterlichen und barocken Städten und den Städten zu Beginn der Industrialisierung, deren Angebot an Wohn- und Fabrikationstypen, Befestigungsanlagen, Erschließungs- und Versorgungseinrichtungen den zeitbedingten Entwicklungstendenzen gewaltig hinterherhinkte. Daß das Beharrungsvermögen festgefahrener Formen und ihrer Verwalter so weit reichen kann, daß erst einmal zig Tausende ihr Leben in Angst, Unsicherheit, Verelendung und Würdelosigkeit fristen müssen, davon zeugen all jene Formen von Politik, die der ‚Erfindung‘ anderer Existenzweisen im Wege stehen: überholte Formen von Gesetzen, von Existenzsicherung und Städtebaupolitik. Es ist so kurzsichtig wie leichtsinnig und vermessen zugleich, darauf zu setzen, daß dieses prekäre Doppelleben als

Zukunftsperspektive ausreichen könnte. Unterdrückung, Verdrängung und Vergewaltigung von ‚Menschen zweiter Klasse‘ führen nicht zu deren Verschwinden.

Sollen die Städte eine Zukunft haben, so müssen sie ein Stück weit neu entworfen und zusammengesetzt werden. Wir werden nicht darum herumkommen, die verengten Vorstellungen über das städtische Leben zu revidieren und uns die Frage zu stellen, ob man die horrenden Ausgaben für subventionierte Ein- und Ausgrenzung, für Schutz- und Trutzarchitekturen und -infrastrukturen nicht vernünftigerweise besser in zukunftsgerichtete Experimente investieren sollte. Kosten-Nutzen-Analysen, die allerdings nur dann Sinn machen, wenn die heute aus der Rechnung ausgeblendeten Aspekte wieder auf den Verhandlungstisch zurückkehren und den Bedrohten und Ausgeschlossenen erneut Türen in die Gesellschaft geöffnet werden sollen.

Angeregt durch Überlegungen der politischen Philosophie, die die „Form der zu errichtenden Gerechtigkeit“, den Entwurf „ein[es] Gemeinwesen[s] mit Blick auf eine, wenn möglich, gerechtere [...] Sozialordnung“ unermüdlich zu überprüfen vorschlägt und nicht zuletzt über Dinge nachzudenken empfiehlt, „die auch anders sein können, als sie sind“¹⁹, müßten, um den Stadtbau in Gang zu setzen, neue Planungsstrategien²⁰ entwickelt werden, auf deren Grundlage die Städte in Übergangszeiten mit provisorischen Räumen – im wörtlichen wie im gesetzlichen Sinne – und temporären Einrichtungen so ausgebaut werden können, daß ihre Bewohner neue Existenzformen erproben können.

Lange Zeit war Pioniergeist im Städtebau nicht mehr so dringend notwendig wie jetzt, wo die Kultur der Städte erneut mitten in einer tragischen Phase steckt. Was jetzt noch heftig blüht, gleicht einem letzten Aufbäumen gegen die Verhältnisse, wie ein auswegloses Auskosten, bevor man sich besinnt, daß man um das Nachdenken über die Verteilung der Möglichkeiten *für alle*, in der Stadt nicht nur zu überleben, sondern gut zu leben, neu und gründlich nachdenken muß.

Anmerkungen

- 1 Georg Simmel, Der Fremde, in: Georg Simmel, Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse, hg. und eingel. von Michael Landmann, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1987, 63 ff
- 2 Vgl. Vera Gaserow, Ariel Hauptmeier, Heimlich in Deutschland, in: Die Zeit, Nr. 27, 25. Juni 1998
- 3 Ebd.
- 4 Bronislaw Geremek, Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, München (dtv) 1991
- 5 A.a.O., 296
- 6 Ebd.
- 7 A.a.O., 297
- 8 Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main 1977
- 9 Loic Wacquant, Niedergang des Sozialstaats, Aufrüstung des Strafstaats. In den USA wird die Armut bekämpft, indem man sie kriminalisiert, in: Le monde diplomatique, Juli 1998
- 10 A.a.O., 245 f
- 11 Jürgen Habermas, Die postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 7/98, 804
- 12 Wacquant, a.a.O.
- 13 Habermas, a.a.O., 809
- 14 Vgl. Elisabeth Blum, Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen, Basel (Lenos) 1996, 18 ff
- 15 Michael Landmann, Einleitung zu Simmel, a.a.O., 18
- 16 A.a.O., 12
- 17 A.a.O., 13
- 18 A.a.O., 16
- 19 Christian Ruby, Einführung in die politische Philosophie, Berlin 1997, 154 f
- 20 Vgl. Rem Koolhaas; Die Stadt ohne Eigenschaften, sowie ders., Was ist eigentlich aus dem Urbanismus geworden?, in: ARCH +, 132, Juni 1996